

Rezension zu: Beat Thommen, Rolf Amman, Mario von Cranach: Handlungsorganisation durch soziale Repräsentationen. Welchen Einfluß haben therapeutische Schulen auf das Handeln ihrer Mitglieder?

Schmitt, Rudolf

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schmitt, R. (1989). Rezension zu: Beat Thommen, Rolf Amman, Mario von Cranach: Handlungsorganisation durch soziale Repräsentationen. Welchen Einfluß haben therapeutische Schulen auf das Handeln ihrer Mitglieder? [Rezension des Buches *Handlungsorganisation durch soziale Repräsentationen : welchen Einfluß haben therapeutische Schulen auf das Handeln ihrer Mitglieder?*, von R. Amman, B. Thommen, & M. v. Cranach]. *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis*, 4, 564-568. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-3453>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Schmitt, Rudolf (1989). Rezension zu: B. Thommen, R. Ammann und M.v. Cranach. Handlungsorganisation durch soziale Repräsentation. Welchen Einfluß haben therapeutische Schulen auf das Handeln ihrer Mitglieder? Verlag Hans Huber, Bern 1988. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, Heft 4, S. 564-568

Rezension zu: Beat Thommen, Rolf Amman, Mario von Cranach. Handlungsorganisation durch soziale Repräsentation. Welchen Einfluß haben therapeutische Schulen auf das Handeln ihrer Mitglieder? Verlag Hans Huber, Bern 1988, 157 S., 39.80 DM

Die Autoren versuchen in dieser Studie plausibel zu machen, wie soziale Systeme durch Wissens- und Normenvermittlung ihre Mitglieder steuern und wie diese Systeme sich selbst dadurch erhalten. Als Beispiel dienen die institutionellen Systeme der Schweizer Gesellschaft für Gesprächstherapie (GT) und der Vertikalen Verhaltensanalyse (VVA), einer handlungstheoretisch orientierten Variante der kognitiven VT. Bevor der Leser im Buch zu dem kommt, was der Spannung verheißende Untertitel andeutet, wird man durch die Entwicklung eines komplexen Modells geführt. Es besteht aus mehreren Teilen, die zwischen dem Wissen einer Gruppe und dem Handeln des Einzelnen vermittelnd eingreifen; ich skizziere nur die wichtigsten:

- *Soziale Repräsentationen (SR)*: Damit ist der Wissensvorrat und die zentralen Vorstellungen, gemeinsamen Werte, Normen und Attitüden einer Gesellschaft oder einer ihrer Subkulturen gemeint. Sie objektivieren sich in individuellen Handlungen, Ritualen, Ausbildungsrichtlinien etc.
- *Individuelle soziale Repräsentationen (ISR)* enthalten Teile der SR, die unverändert übernommen wurden (*konventionalisierte ISR*), und andere, die in individuell veränderter Form in das Wissen des Individuums eingegangen sind (*private ISR*). Dem konventionalisierten ISR wird eine Einförmigkeit des daraus resultierenden Handelns zugeschrieben, das allen Mitgliedern der Gruppe gleich ist; das privatisierte ISR bewirkt eine größere Individualität, muß allerdings innerhalb der Gruppe mehr begründet werden. Zwischen Mitgliedern verschiedener Bezugsgruppen steht allerdings auch die konventionalisierte ISR zur Debatte. ISR bilden komplexe und hierarchisch geordnete mentale Strukturen; ihre Hierarchien können nach zwei Dimensionen geordnet werden: Nach der Zentralität und Wichtigkeit der ISR-Elemente zum einen, nach dem Grad der Allgemeinheit dieser Elemente zum anderen. Damit haben die ISR nach Meinung der Autoren auch einen "systemischen Charakter". Der Zusammenhang zwischen SR und ISR ist ein zirkulärer Prozeß, wird behauptet; durch Ausbildung und Sozialisation übernimmt das Individuum die SR als ISR und konkretisiert sie in seinen Handlungen. Durch Diskussion und Konflikte zwischen den Mitgliedern bzw. den Untergruppen eines Systems kommt es zu einem sozialen Wandel und damit zur Veränderung der SR. Das ISR-Wissen kann nun auf drei qualitativ verschiedenen Niveaus auf die konkrete Handlung des Einzelnen einwirken: Auf einer Ebene der metakognitiven Handlungsorganisation, einer Ebene der strategischen Handlungsorganisation und einer Ebene der operatorischen Handlungsaus-

führung. Entsprechend diesen Niveaus wirkt sich das ISR- Wissen auf das manifeste Handeln aus; allerdings unterschieden geradlinig, weil es entweder auf dem Umweg der Bildung personspezifischen Wissens, oder direkt über Prozesse der Informationsverarbeitung, oder ohne bewußte Informationsverarbeitung auf das manifeste Handeln einwirkt. Dabei muß außerdem differenziert werden, daß es eine innengeleitete und eine außengeleitete Aktualisierung von ISR-Wissen gibt.

Erleichtert stößt der Leser auf die Sätze: "Mit dieser Zusammenfassung schließen wir den theoretischen Teil ab. Wir haben die Berner Handlungstheorie und die Theorie der sozialen Repräsentationen von Moscovici miteinander in Beziehung gesetzt und daraus die Theorie der Handlungsorganisation durch soziale Repräsentationen entwickelt." (S.53) Gleich verunsichert und verschreckt aber der folgende Satz: "Diese dient uns als theoretische Basis für die Planung, Durchführung und Auswertung der nun folgenden empirischen Studie." (ebd.)

Dabei ist das gewählte qualitative Untersuchungsdesign interessant: Zuerst erschlossen die Autoren der Studie aus Publikationen, Ausbildungsordnungen und Gesprächen mit Vertretern der Gesprächstherapie und der Vertikalen Verhaltensanalyse die von ihnen gesuchte SR mit nicht näher spezifizierten inhaltsanalytischen Methoden. Danach wurden sieben TherapeutInnen jeder Richtung ausgesucht, die bereit waren, sich bei ihrer Arbeit mit Videokameras filmen zu lassen. Mit ihnen führten die Untersucher ein Vorgespräch über die Therapiestunde, die dann auf Video aufgenommen und protokolliert wurde. Anschließend wurden die PraktikerInnen aufgefordert, das Video zu kommentieren und mitzuteilen, was ihnen bei der Therapie durch den Kopf gegangen sei. Diese Prozedur der Selbstkonfrontation wurde nach einer weiteren inhaltsanalytischen Auswertung der Mitteilungen der TherapeutInnen wiederholt, um die Hypothesen über den Zusammenhang zwischen Therapieschule, Kognitionen und Handlungen zu präzisieren. Die Hypothesen wurden aus der oben skizzierten Theorie und den Ergebnissen der Analyse der zentralen Vorstellungen der beiden Therapierichtungen gewonnen und bilden sich in den folgenden Fragen ab, für die eine bejahende Antwort erwartet wurde.

- 1) Unterscheiden sich die Attributionen, die die TherapeutInnen dem Klienten gegenüber entwickeln? (Kap. 9)
- 2) Unterscheiden sich die Handlungen der TherapeutInnen? (K.10)
- 3) Unterscheiden sich die Beziehungen zwischen Klient und TherapeutIn? (Kap. 11)
- 4) Unterscheiden sich die Kognitionen, die die TherapeutInnen über sich selbst machen? (Kap. 12)

ad 1)- Unterscheiden sich die die Attributionen, die die Therapeuten dem Klienten gegenüber entwickeln?

Die Hypothese, daß die plan- und zielorientierten TherapeutInnen der VVA mehr Attributionen (erklärende Zuschreibungen über das Verhalten eines anderen) äußern würden als die GesprächstherapeutInnen, stimmte nicht. Obschon im theoretischen Selbstverständnis der GT Erklärungen, Diagnosen und Analysen des Patienten nicht für hilfreich gehalten werden, äußerten ihre TherapeutInnen in der Konfrontation mit dem Video ihrer Therapiestunde fast genauso viele Erklärungen des Klientenverhaltens. Der Inhalt dieser Attributionen war allerdings verschieden; die kognitiven VerhaltenstherapeutInnen äußerten sich eher über die Kognitionen, Ziele, Eigenschaften, interpretierten eher das nonverbale Verhalten und planten danach ihre Intervention; die GesprächstherapeutInnen nannten als Grund für ihre Handlungen eher Erwartungen und Bedürfnisse des Klienten. Allerdings überraschte, daß beide Schulrichtungen gleich oft auf Emotionen und situationsspezifische Dispositionen des Klienten zurückgriffen und sich nicht in der Interpretation verbalen Verhaltens unterschieden. Die Annahmen, daß in der kognitiven Herangehensweise das Wissen vom Klienten strukturierter, detaillierter und mehr in die Planung der Therapie einbezogen würde, bestätigten sich - jedenfalls sprachen die kognitiven TherapeutInnen eher davon. Ich bin mir nicht sicher, ob hier von den Äußerungen der TherapeutInnen auf ihr tatsächliches Wissen über den Klient geschlossen werden kann.

ad 2) Unterscheiden sich die Handlungen der Therapeuten?

Es ließ sich bestätigen, daß TherapeutInnen der VVA einen weiteren Planungshorizont hatten über das, was sie in einer Therapiestunde vorhatten. Gegenüber den Vertretern der GT hatten sie speziellere Ziele, basierend auf einer individuellen Diagnose der Pläne des Klienten, und ihre Planung entsprach eher einer Planung mit Zielen, Unterzielen und Rücksprungschleifen. Die GesprächstherapeutInnen hatten eher kurzfristige Ziele (z.B. der Klienten solle 'tiefer' empfinden); sie verfolgten diese Ziele aber nicht über längere Zeiträume und paßten sich den Themen des Klienten an. Insofern war der Therapieverlauf hier kontinuierlicher, weil er nicht mit Planung einer Intervention, Durchführung und ihrer Verarbeitung strukturiert war. Allerdings überraschte, daß das Fehlen von vorher festgelegten Strukturen der Therapie bei der GT offenbar dadurch kompensiert wurde, daß häufiger aufgefordert (etwa, sich zu erinnern, Stellung zu nehmen) und häufiger konfrontiert wurde (Widersprüche etwa). Interessant war dieses Datum vor allem deswegen, weil es nicht aus der Konfrontation der TherapeutInnen mit dem Video und damit schulenspezifischen Rechtfertigungen, sondern aus der registrierenden Beobachtung der Therapie entstammte. Spannend war auch, wie die TherapeutInnen ihre Handlungen und Ergebnisse kontrollierten: Während die VVA-TherapeutInnen sich am Effekt ihrer Interventionen orientierten, beurteilten sich die GesprächstherapeutInnen eher daran, ob sie den verinnerlichten Maßstäben der Wertschätzung, Echtheit und des Verstehens entsprochen hatten; sie taten dies zum Teil schon, während sie noch zum Klienten sprachen und bevor dieser reagieren konnte. Es bestätigte sich auch die Annahme, daß die VerhaltenstherapeutInnen bei einer Stockung in der Therapie eher über die Pläne

der Klienten und neue Möglichkeiten, sich in diesem Bezugsfeld zu orientieren, reflektierten, während die GesprächstherapeutInnen eher in sich gingen und empathisch fragten, wo der Klient nun stehe.

ad 3) Unterscheiden sich die Beziehungen zwischen Klient und Therapeut?

Hier wird an Beispielen gezeigt, daß ein VVA-Therapeut die Beziehung zum Klienten eher als Situation zur Beeinflussung sieht, während ein GT-Therapeut weniger direktiv ist. Die Folge der strengen Forderung nach Nicht-Direktivität führt dazu, daß ein GT-Therapeut fast viermal mehr Selbstbewertungskognitionen als der VVA-Therapeut äußert.

ad 4) Unterscheiden sich die Gefühle der Therapeuten und die Kognitionen über sich selbst?

Das Ergebnis, daß nach den Selbstbewertungskognitionen auch emphatische Prozesse viermal, emotionale Bewertungen immerhin doppelt so häufig bei GT-TherapeutInnen vorkamen, überrascht nicht. Eher verwundert, daß die Äußerungen, die sich zu "Denken" über die therapeutische Arbeit zusammenfassen ließen, mehr als doppelt so häufig bei ihnen kamen, und nicht von den plan- und ziel-orientierten VVA-TherapeutInnen. Die Autoren charakterisieren demnach die GT als eine "eher introvertierte, gefühlsorientierte", die VVA eher als eine "außengerichtete, am sichtbaren äußeren Verhalten orientierte" Therapierichtung (139).

Überlegungen.

Für die Linguistik formulierte Hörmann, ihre Modelle und Theorien "nehmen immer mehr ein Kompliziertheitsniveau an, auf welchem das Bewunderungswürdige nur noch einen schmalen Grat vom Lächerlichen getrennt ist" (1978/8). Für die sozialwissenschaftliche Forschung ist vielleicht Ähnliches zu befürchten. Vor allem in qualitativer Forschung soll es eher darum gehen, daß die Ergebnisse für Forscher wie Beforschte relevant und plausibel sind, daß der Prozeß der Wissensherstellung für andere durchsichtig und nachvollziehbar gemacht werden kann und die Erkenntnis einen Orientierungswert für andere, ähnliche Situationen hat. (Bergold, Flick 1987/2f) An diesem Punkt muß die Kritik an dem vorliegenden Buch ansetzen. Die Autoren schreiben z.B., daß Beispiele die Thesen nicht "beweisen" könnten; das rechtfertigt nicht, bis auf ein Kapitel so sparsam damit umzugehen, diese Beispiele fast bis zu Unlesbarkeit zu formalisieren und oft auch noch das gleiche Beispiel zu zitieren. Dennoch ist das Problem, auf welche Weise qualitative Forschung ihre Ergebnisse darstellt, auch mit mehr Beispielen nicht zu lösen: Da müßten Regeln angegeben werden, nach denen die Beispiele herausgesucht werden, damit sie nachvollziehbar als Prototypen für das Untersuchte stehen (Flick 1987/249ff).

Einen Orientierungswert kann ich der Studie nicht absprechen, die Ergebnisse des Vergleiches zwischen GT und VVA dürften für Ausbildung und Auswahl einer Therapieausbildung relevant sein. Doch diese Erkenntnisse habe ich unter Auslassung vie-

ler formaler Definitionen hier zusammengefaßt. Nicht näher eingegangen bin ich auf die "Kategorien der Informationsverarbeitungsprozesse" und die "Instanzen der Problemlösungsstruktur" und deren vielfältige Interdependenz - das Ergebnis läßt sich auch ohne diese gut interpretieren. SR und ISR haben kaum einen Orientierungswert, da sie nur formal definiert und nicht präzisiert werden - präzise nicht im Sinne statistischer Genauigkeit, sondern einer klaren Gestalt. Der oft wiederholte Gestus "Wir definieren x als y unter der Bedingung z" macht die Definitionen nicht zwingend, sondern beliebig. Ebenso ist die kaum begründete Zuweisung, die GT sei eher dem Typus des "wertorientierten", die VVA eher dem Typus des "zweckorientierten" Handelns zuzurechnen, nicht aus einer hermeneutischen Durchdringung der Gegenstände und ihrer eigenen Sprache entstanden, sondern als etwas zu große Begriffshose den Therapien notdürftig angepaßt worden. (In Habermas "Theorie der kommunikativen Kompetenz" dient die Differenzierung zwischen wert- und zweckorientierten Handeln in einer Zwischenbetrachtung der Differenzierung der Weberschen Handlungstheorie.) Ganz unklar bleibt dann die Einordnung in das "menschliche Öko-System", ferner Begriffe wie "systemisch", "Koevolution", "Über- und Untersystem", Worte, die der Studie ab S.140 summarisch angehängt werden. Diese Begriffe bekommen in diesem Kontext keine Schärfe mehr, und außerhalb davon gehen sie in der mittlerweile anwachsenden Produktionsflut von Theoriesystemen über Systemtheorien und deren Kombinationswillkür unter; Bilder von mehreren sich in sich drehenden Spiralen und ihre "Schaltstellen" suggerieren eher Zusammenhänge, als daß sie diese auf den Punkt bringen würden. Unangenehm stoßen dann die Worte "bottom up-" und "top-down-Planung" auf, wenn sie zur Beschreibung von Therapeuten-Handeln gebraucht werden: Diese Begriffe stammen aus dem Software-Engineering und bezeichnen dort Strategien zur Beherrschung des Programmierprozesses, spielen aber außer in der Didaktik für Anfänger kaum eine Rolle mehr. Sie in einem Text zu gebrauchen, dessen Leser den Ursprung kaum kennen werden, macht sie zur toten Metapher und vernebelt Einsicht. Der Devereuxsche Verdacht, Methodologie diene dazu, dem Forscher das angsterregende Objekt vom Hals zu halten, läßt sich auf diese Sprache übertragen.

Die Definitionen bleiben abstrakt, und wenn sie auf eine soziale Wirklichkeit verweisen, ist das vielleicht eher ein Produkt der Prozeduren, nach denen die Wirklichkeit untersucht wird. Der Prozeß der Wissensherstellung wird aber nicht durchsichtig genug gemacht: Wie die Inhaltsanalysen von Dokumenten und Gesprächen zu den "(Individuellen) Sozialen Repräsentationen" und den verschiedenen Informationsverarbeitungsprozessen und deren Ebenen und Zusammenhänge gelangen, wird auf fünf Seiten (55f.) zu kurz dargelegt, um inhaltlich verbunden zu sein. Qualitative Forschung ist mehr als quantitative darauf angewiesen, den Prozeß und die Geschichte der Forschung durchsichtig zu machen.

Dabei ist die Untersuchung, die Einflüsse der Gesellschaft auf das Individuum und dessen konkretes Handeln empirisch zu untersuchen, nötig und im Ansatz sympa-

thisch. Aber außer der Banalität, daß dem so ist, wird an diesem Beispiel nichts bewiesen - eher kommt ein Gegenargument auf. Die Untersuchungen zeigen, daß die GT eher eine "introvertierte, gefühlsorientierte", die VVA eher eine "außengerichtete, am sichtbaren Verhalten orientierte" Therapierichtung sei (139). Was aber ergibt sich, wenn ich annehme, es hätten sich angehende Therapeuten die jeweilige Therapieschule gerade wegen einer Ähnlichkeit ihres Erlebens zur Philosophie der jeweiligen Richtung ausgesucht? - Das Individuum wählt den Verein, und dieser "prägt" nur das, was sowieso schon da war? Die Studie geht von der unausgesprochenen Voraussetzung aus, die TherapeutInnen seien neutral und eine tabula rasa vor ihrem Eintritt in eine Therapieschule. Weil dies aber nicht anzunehmen ist, und die individuellen Charaktereigenschaften vor der Wahl der Ausbildung kaum gleichverteilt waren, sind die Schlüsse von den Individuen auf eine prägende Eigenschaft der Gruppe nur Makulatur. In dieser Studie fehlte eine Untersuchung, die den Zusammenhang von Persönlichkeit und Wahl einer Therapieform kontrollierend untersucht hätte.

Ich vermute, daß die Probleme dieser Studie auch daher rühren, daß sie in dem Versuch, den Zusammenhang von Gesellschaft und Individuum zu untersuchen, die vermittelnde Rolle der Sprache in ihren Methoden und Begriffen nicht anerkennt, obschon sie de facto nur Sprache analysiert. Einen möglichen Ansatz zur Korrektur geben die Autoren selbst, wenn sie angeben, die ISR und SR seien auch in sprachlichen Bildern "gespeichert", und diese enthielten die "allgemeinsten, zentralsten und stabilsten Vorstellungen" (32) der Repräsentationen. Sie gehen nicht wieder darauf ein. Ich stelle mir vor, daß dies im Zusammenhang mit sozio- und pragmlinguistischen Methoden den Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Individuum deutlicher machen könnte. Auch Boesch (1980) und Lorenzer (1987) verweisen von verschiedenen Ausgangspunkten darauf, daß die Analyse dieses Zusammenhangs nicht ohne eine Analyse der Konventionen übermittelnde und neue Verknüpfungen ermöglichenden Rolle der Sprache möglich ist.

Literatur:

- Bergold, Jarg B.; Flick, Uwe. Methodologische und methodische Probleme bei der Erforschung der Sicht des Subjekts. In: Bergold, Flick 1987. Bergold, Jarg B.; Flick, Uwe. Ein-Sichten. Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung. Tübingen 1987
- Boesch, Ernst, E. Kultur und Handlung. Einführung in die Kulturpsychologie. Bern 1980.
- Devereux, Georges. Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt 1984.
- Flick, Uwe. Methodenangemessene Gütekriterien in der qualitativ-interpretativen Forschung. in: Bergold, Flick 1987.
- Hörmann Hans, Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik. Frankfurt 1978
- Lorenzer, Alfred. (Hrsg.) Kulturanalysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur. Frankfurt am Main 1986.